

richtssprache. In materieller Beziehung haben die Kolonien einen erfreulichen Aufschwung genommen und ihre Einwohner sind zu einer Wohlhabenheit und Behaglichkeit der Existenz gelangt, für welche ihnen in der alten Heimat zurückgebliebenen Landsleuten fast jeder Maßstab fehlt. Auch das kirchliche Gemeindelebne hat sich in jenen fränkischen Ansiedlungen auf einer beachtlichen Höhe behauptet, kurz, man kann nicht leugnen, daß auf dem Löheschen Kolonisationsunternehmen ein göttlicher Segen lag und daß das kleine Kolonisationskapital, welches nie höher war als 3000 Gulden rhein., im Leiblichen wie im Geistlichen reiche Früchte getragen hat.

Heute zählt Frankenmuth über 3000 Einwohner. Die Gemeinde beschäftigt zwei Pastoren, 18 Lehrer der kircheneigenen Schulen und weitere kirchliche Mitarbeiter. Sie alle werden durch freiwillige Spenden der Gemeindeglieder besoldet, denn Kirchensteuern gibt es ja nicht. Seit 1845 haben 288 Frankenmuther Söhne und Töchter einen kirchlichen Beruf ergriffen.

1962 kamen die Enkel der ersten Auswanderer mit Flugzeug in die Heimat der Ahnen. Der Flug kostete 255 Dollar. Mit größtem Interesse besahen sie sich die Wohnstätten ihrer Vorfahren im Altmühlthal usw. Bei Kaffee und Kuchlein erinnerten sie sich, daß auch ihre Eltern noch „Knieziecherli“ gebacken hatten. Ihre fränkischen Vornamen Johann, Michael, Georg vererben sich weiter. Fränkisches Brauchtum ist sowohl bei ihren Festen, als auch bei traurigen Anlässen noch im Schwung, so wird z. B. in der neuen Heimat das Vortragskreuz bei Beerdigungen im Zuge mitgetragen.

Amerika schätzt an den deutschen Einwanderern schon immer ihre Seßhaftigkeit, ihren Fleiß, ihre Zuverlässigkeit, ihre qualifizierte Arbeitskraft und ihre gemütliche Lebensart. Diese Eigenschaften, die den Franken auch heute noch auszeichnen, haben auch in der Gegenwart wieder den Deutschen das Tor zur Welt geöffnet.

Dieter Schug

Catharina Regina von Greiffenberg (1633-1694)

Es geht nicht an, Catharina von Greiffenberg, die einzige deutschsprachige Barockdichterin hohen Ranges, zu den fränkischen Dichterinnen zu zählen. Gleichwohl ist die aus protestantischem niederösterreichischem Adel Entstammende mit dem fränkischen Raum, genau lokalisiert: mit Nürnberg in besonderer Weise enge verbunden. Zwei Abschnitte ihres Lebens, davon den letzten, hat sie in Nürnberg verbracht. Als die Dreißigjährige, die sich in ihrer Heimat bereits einen Namen als Literatin gemacht hat, im Sommer 1663 auf der Flucht vor den Türken erstmals hierher gelangt, ist ihr Sigmund von Birken, der langjährige Präses des Pegnesischen Blumenordens, schon seit einem Jahr als Briefpartner bekannt. Kontakte zum regen literarischen Leben der Reichsstadt ergeben sich damit von selbst. Außerdem ist im Vorjahr (1662) ihr erstes und literarisch bedeutendstes Werk, die „Geistlichen Sonnette, Lieder und Gedichte zu Gottseeligem Zeitvertreib“ von Michael Endter in Nürnberg verlegt worden. Sechs weitere Bücher – die „Sieges-Seule der Buße und



Foto: Armin Schmidt-Nürnberg

Glaubens wider den Erbfeind Geistlichen Namens“ 1675 sowie fünf Andachtsbücher – werden ebenfalls in Nürnberg, bei Johann Hofmann, erscheinen. 1664, also während ihres ersten Nürnberger Aufenthalts, heiratet Catharina von Greiffenberg ihren um gut zweieinhalb Jahrzehnte älteren Onkel Hans Rudolph von Greiffenberg, der seit 1641 an Stelle ihres verstorbenen Vaters für ihre standesgemäße Erziehung gesorgt und später auch die Veröffentlichung ihrer „Geistlichen Sonette“ betrieben hat.

1666 kehrt das Ehepaar auf das Stammschloß Seisenegg nahe der Ybbs zurück. 1680 – der Gatte ist 1677 gestorben – siedelt Catharina von Greiffenberg endgültig nach Nürnberg über. Freilich stirbt schon im nächsten Jahr, erst fünfundfünfzigjährig, Birken. Die Korrespondenz mit diesem war nie abgerissen; sie stellt – im Archiv des Pegnischen Blumenordens verwahrt –

die ergiebigste Quelle für die Lebensgeschichte der Dichterin mit ihren höchst merkwürdigen Antrieben und Unternehmungen dar. Catharina selbst stirbt am 8. April 1694 und wird auf dem St. Johannisfriedhof in Nürnberg begraben.

Leben und Werk der Catharina von Greiffenberg stehen unter einer zentralen Idee: dem Dienst an der Deoglori, wie sie es selbst formuliert. Verherrlichung Gottes, das hat bei dieser Schöpferin ausschließlich geistlicher Dichtung (sieht man von ihren frühen modischen literarischen Versuchen ab) nur bedingt mit privatem Ausdruck schwärmerischer Religiosität zu tun. Ein geradezu abenteuerliches missionarisches Ziel beseelt Catharina von Greiffenberg: die Bekehrung Kaiser Leopolds I. zum protestantischen als dem für sie wahren Glauben. Diesem Vorhaben, das wir seit 1666 in den von rückhaltlosem freundschaftlichem Vertrauen erfüllten Briefen an Birken mitverfolgen können, dienen fünf – natürlich vergebliche – Reisen nach Wien, ihm dienen aber auch drei Bekehrungsschriften, die die unmittelbare persönliche Begegnung mit dem Kaiser ersetzen müssen. Wenn man bedenkt, daß der Kaiserhof in Wien der Mittelpunkt der Gegenreformation ist und wie sehr der Kaiser unter dem Einfluß jesuitischer Ratgeber steht, so erscheint es rückblickend als gänzlich selbstverständlich, daß die Pläne der Catharina von Greiffenberg von Anfang an zum Scheitern verurteilt sind. Die von ihrem Vorhaben Bessene empfindet sich als Werkzeug des Heiligen Geistes. Erfolg oder Mißerfolg weiß sie letztenendes als nicht in ihre Macht gelegt. Resigniert bekennt sie 1675: „Es hat gar kein Ansehen, daß der himmel durch Mich Sein großes Werk Auf Erden Vollziehen wollte“. Vor diesem Ziel und den Bemühungen, die ihm dienen, verblassen die mannigfachen Nöte, die das Leben der Catharina von Greiffenberg bedrücken, etwa die Konflikte, die aus der Ehe mit ihrem Onkel erwachsen, oder die Pressionen von Verwandten und Gläubigern, denen sie sich als Witwe ausgesetzt sieht.

Gedichte der Catharina von Greiffenberg fehlen in keiner deutschen Barockanthologie. Eine begrüßenswerte größere Auswahl hat außerdem 1964 der Verlag Henssel, Berlin, mit instruktivem Nachwort von Hubert Gersch herausgebracht. Besondere Freude an der Lektüre wird wohl freilich nur der Kenner haben, der imstande ist, die hochartifiziellen Ergebnisse ekstatischen Empfindens und zugleich ästhetischen Gestaltungswillens zu würdigen. Meisterhaft ist gerade in den Sonetten die Gefahr der Formlosigkeit gebannt, die religiöse Verzückung und Entrückung – für Catharina besitzen sie ihre Höhepunkte im Gefühl mystischer Einswerdung mit Christus in Andacht und beim Abendmahl – für ein dichterisches Gebilde immer mit sich bringen. Trägt schon die festgelegte Außenstruktur des Sonetts den Zwang zu formaler Zucht in sich, so tut die Dichterin ein übriges, indem sie ihre Gedichte gern über einheitliche Bildfelder aufbaut. Jahreszeiten, Gestirne, Gewitter, Regen, Löwe stellen solche Bildfelder dar. Im nachfolgenden Beispiel für diesen eindrucksvollen Gedichttypus sind die Bilder dem Bereich von Meer und Schiffahrt entnommen.

Auf meinen Vorsatz, die Heilige Schrift zu lesen

Auf deinem Namen will, o Herr! ich mich begeben
Hin in das tiefe Meer gott-eingegebner Schrift,
Wo man mit Geistes-Mast und Glaubens-Segeln schifft,
da uns der Himmels-Port vor Augen pflegt zu schweben.

Die Augen der Vernunft, wenn man da auf will heben
Kerall- und Perlen-Schätz, wenn man hinab vertieft,
Muß man verbinden, daß Unglaubens-Salz nicht trifft,
daß Christus Blut-Korall im Herzen möge leben.

O Geist, mein Steuermann! Herr Christ, mein Nordensstern!
Lenk und erleucht mich stets, daß sich mein Zünglein wende,
Mit deinem Blut geschmiert, nach dir – ob ich noch fern –

Und an dem Hafen bald der Seligkeit anlände.
In diesem Demant-Meer, das deinen Thron umgibt,
Ergötz ich mich, bis dir, dich mir zu weisen, liebt.

Ihren Ausgang nehmen sämtliche Bilder, in die ein kontemplativer Sachverhalt praktischer Frömmigkeit gedrängt erscheint, vom Vergleich der Heiligen Schrift mit einem Meer, wodurch der Vorsatz, die Heilige Schrift zu lesen, zu der Vorstellung von einem Schiffer, der sich auf dieses Meer begibt, werden kann. Auffällig und für die Greiffenbergsche Dichtung sehr charakteristisch sind die Zusammensetzungen von Substantiven wie Geistes-Mast, Glaubens-Segel, Blut-Korall. Man möchte oft von unreinen Bildern sprechen, dann nämlich, wenn das Gemeinte (etwa „Glaube“) im Bild („Glaubens-Segel“) expressis verbis erkennbar bleibt. Solche Bilder verleihen der Greiffenbergschen Lyrik ein unverwechselbares Merkmal angestrengter, reflektierender Kantigkeit. Nicht bildschöne, hintersinnige Poesie entsteht, sondern ein Abstraktes und Konkretes hart ineinanderzwingendes Wortgefüge. Eine Parallel wird deutlich: zur großen deutschen Lyrikerin des 19. Jahrhunderts Annette von Droste-Hülshoff, die ihre gleichfalls fundamental religiös geprägten Empfindungen wie Catharina von Greiffenberg in ausgesprochen knorriigen, unweiblich anmutenden Konturen ausdrückt. Die Kunst beider Frauen scheint sich geradezu bewußt vor Geschmeidigkeit und Eleganz zu hüten. Gewiß läßt sich bei der Greiffenberg in manchen Zügen die Nähe der poetischen Praxis des Pegnesischen Blumenordens feststellen – nicht zuletzt in der Erfindung ausgefallener Bilder und der Neigung zu Bildhäufungen; aber das letztlich stets gesellschaftlichem Spiel verbundene Dichten der Pegnesen unterscheidet sich – eben hierdurch – ganz wesentlich von der Formhaltung der österreichischen Wahlnürnbergerin.

Eine Deutungshilfe sei zu dem doppelsinnigen Bild des „Züngleins“ gegeben: Im Bilderfeld von Meer und Schiffahrt bedeutet es die Kompaßnadel – korrespondierend mit der Apostrophierung „Herr Christ, mein Nordesstern“, d. h. Polarstern. Zugleich darf man natürlich an die Zunge der Dichterin denken, die sich in ihrem Sprechen stets am Leitbild Christi ausrichten möchte. Die Vorstellung, daß das „Zünglein“ mit Christi „Blut geschmiert“ sei, berührt den heutigen Leser fast peinlich. Sie ist nur aus der der barocken geistlichen Dichtung eigentümlichen Art eines christlichen Naturalismus zu verstehen, der die im Zusammenhang mit der Passion stehenden Dinge kompakt – sinnlich zu benennen und ebenso kompakt – sinnlich ins eigene Leben hineinzuaprojizieren pflegt.

Die Geschlossenheit des Bildfeldes macht freilich nicht allein die Geschlossenheit des Gedichts aus. Hinzukommt, daß der ganze Text als Gebet angelegt ist, und zwar, der Zweiteiligkeit der Sonettform entsprechend (auf zwei Quar-

tette folgen zwei Terzette), in einen Betrachtungs- und einen Anrufungsteil. Mit dieser Aufteilung entsteht im Fortgang von den Quartetten zu den Terzetten eine Steigerung. Diese wird durch die Satzgliederung und die Anordnung der Reime unterstützt: Beide Quartette bestehen aus je einem (im zweiten ungemein verschachtelten) Satz; ruhen sie syntaktisch in sich selbst, so sind sie doch durch die Gleichartigkeit der Reime als zusammengehörig ausgewiesen. In der Anrufung der Terzette greifen Syntax und Reim über die Strophengrenze hinweg. In den Abschlußzeilen wird der ruhige Ton der Betrachtung wieder aufgenommen – klanglich gestützt durch ein neues Reimpaar, dessen Vokal „i“ die Erinnerung an die Reime der von Betrachtung erfüllten Quartette wachruft.

Unsere Ansätze einer Analyse sollten ein wenig Verständnishilfen sein (die diese Art ungewohnter komplizierter Dichtung wahrlich nötig hat), sie wollten gleichzeitig einen Eindruck von der schlüssigen Gestaltungsweise der Dichterin andeuten. Ob nicht nach solcher Vorbereitung die Lektüre eines zweiten (im Tone innigeren, kostbareren) Greiffenberg-Sonetts schon etwas leichter fällt?

Frohlockende Freudbezeugungs-Ermahnung

Himmel! schneie Rosen, Lilien und Narzissen für den Schnee,
Streue Bisam in die Luft, mach das Eise zu Kristallen,
Deinen süßen Wohllaut-Klang durch die Lüfte laß erschallen,
Daß man deine Sternen-Musik über die Natur versteh.

Sonne! wider die Gewohnheit heut um Mitternacht aufgeh,
Tue der Seel- und Engel-Sonn dieses Wunder zu Gefallen.
Du kannst heut, o Bethlehem, über Rom und Salem prahlen.
O ihr viel beglückten Hirten, die ihr wohnet in der Näh!

Es verzeihe mirs August, wenn ich mir des Esels Glücke
Über seines ließ belieben, um sein ganzes Kaisertum
Tauschte diesen Esels-Stand: daß ich einen Gnadenblicke

Von dem kleinen Herzens-Herzog himmlisch froh bekäm darum.
Sollt ich nicht aus großer Lieb alle Welt um diesen geben,
Der den Himmel selber ließ, daß er nur bei mir könnnt leben?

So sieht ein Weihnachtsgedicht im „heiligen Lobverlangen“ der Catharina von Greiffenberg aus. Stürmisch einsetzender Jubel, der am Ende mit einer freudig versonnenen Frage in wohltuende Verhaltenheit mündet. (Zu besserem Verständnis: „Bisam“ = Moschus, ein Duftstoff; „Salem“ = Jerusalem; „August“ = Kaiser Augustus; „Esel“ = der Esel im Stall zu Bethlehem). Das besonders schöne Gedicht läßt uns die Dichterin der „Deoglori“ in ihren ganzen Vorzügen erkennen. In hymnischem Überschwang, voll origineller Einfälle, mit Sprache prunkend, zugleich Sprache formend und zügelnd steht es vor uns. Leidenschaftliche religiöse Erregung gebändigt von meisterlicher Gestaltung!

Ziehen wir noch einmal eine Parallele: die zu ihrem bis heute populär gebliebenen Zeitgenossen Paul Gerhardt. Die Gegensätzlichkeit – wie sie etwa ein Vergleich des berühmten Gerhardtschen Weihnachtslieds „Ich steh an deiner Krippen hier“ mit dem zitierten Text der Greiffenberg aufzeigt – bedarf kaum des Kommentars. Bei gleichem innerem Engagement dort schlichtes Sprechen im Allgemein- und Jederzeitverständlichen, hier Sprachkunst im schwie-



riegen Stil der Zeit. Dementsprechend das Schicksal: dort Fortleben im Kirchenlied und damit im Gedächtnis vieler, hier Zurücktauchen in die Dämmerung der Literaturgeschichte. Haltung und Werk der Catharina von Greiffenberg verdienen, bewundernd in Erinnerung gebracht zu werden, Leben und Leistung einer Frau des 17. Jahrhunderts, die aus der Gewißheit gelebt und gedichtet hat:

„.... der Ewig ists allein,
Der mir das Gute flößt in Geist und Feder ein.
Nur sein soll alles Lob, von mir und allen, bleiben“.

Lit.: Horst-Joachim Frank: Catharina Regina von Greiffenberg. Leben und Welt der barocken Dichterin. Göttingen 1967.

Dieter Schug

Die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Abteilung der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg in Nürnberg.

Bibliotheken führen im allgemeinen ein selbstloses, bescheidenes Dasein. Nichts Spektakuläres ist an ihrer Aufgabe, eine mehr oder weniger große Leserschaft mit der gewünschten Literatur zu versorgen. Ihre selbstverständliche, auf Ruhm und Ehre verzichtende Dienstbarkeit findet einen bezeichnenden Ausdruck darin, daß der Bibliothekar seine Leserschaft als „Benutzer“ bezeichnet. Galerien und Museen „besucht“ man, Bibliotheken (und übrigens auch Archive) „benützt“ man.

Natürlich gibt es jenseits dieser Bescheidenheit dennoch Gründe, die die eine oder andere Bibliothek für die breite Öffentlichkeit interessant machen. Zuvörderst historische Gründe: das besonders ehrwürdige Alter einer Bibliothek zum Beispiel, oder wenn ihre Entstehung und Entwicklung in hervorstechender Weise mit der politischen oder geistigen Geschichte verbunden waren; auch dann, wenn Bibliotheken (und gerade in Bayern gibt es deren mehrere) in architektonisch reizvollen alten (hierzulande meist barocken) Räumen untergebracht sind. Aber auch die Gegenwart läßt Bibliotheken dank neuer Organisationsformen, der Einführung der elektronischen Datenverarbeitung sowie oft glänzender Neubaulösungen ins Interesse der Öffentlichkeit rücken. Schließlich kann ein Grund in der Art der Buchbestände, in ihrer Kostbarkeit oder auch in der besonderen Vollständigkeit eines bestimmten Sammelgebietes liegen. In diesem Zusammenhang sei einerseits an die weltweit bedeutenden großen Staats- und Nationalbibliotheken von London bis Washington, Paris bis Moskau, in Berlin und München, andererseits an die Besitzer unermeßlich wertvoller Schätze an alten und neuen Handschriften oder seltenen Drucken erinnert.

Alle die genannten Vorzüge besitzt die hier zu beschreibende Bibliothek nicht. Reine wissenschaftliche Gebrauchsbibliothek, nicht mehr als eben gerade 50 Jahre alt, weder durch historisches Patina oder moderne Extravaganz